

ZBIGNIEW ŚWIATŁOWSKI

Manès Sperbers Weg aus dem „Städtel“ in das Kampfgetümmel der „Weltrevolution“

Przedmiotem analizy jest trzytomowa autobiografia Manèsa Sperbera (1905-1984) *All das Vergangene...* (*Wszystko, co minione*). Opisana w niej przemiana pobożnego chłopca z wschodniogalicyskiego miasteczka w rewolucyjnego marksistę i komunistę ma egzemplaryczne znaczenie. Siłę oddziaływania marksistowskiej ideologii ulegli liczni intelektualiści wielu krajów. Stwierdzenie powyższe dotyczy szczególnie żydowskich intelektualistów pochodzących ze wschodniej Europy. Fakt to ogólnie znany. Mniej znane są psychologiczne i społeczne motywacje podejmowanych przez nich światopoglądowych decyzji. A przecież dopiero one pozwalają zrozumieć, dlaczego idea „światowej rewolucji“ zapuściła najgłębsze korzenie w tej socjalnej sferze. W kontekście zarysowanej tu problematyki wspomnienia Sperbera posiadają ogromny walor poznawczy. Początek narracji przypada na pierwsze dziesięciolecie minionego stulecia, urywa się ona wraz z końcem II Wojny Światowej. Obejmuje zatem ona cztery najbardziej dramatyczne dekady historii współczesnej.

Im Mittelpunkt der Analyse steht *All das Vergangene*, die dreibändige Autobiographie Manès Sperbers (1905-1984). Die in ihr beschriebene Entwicklung von der frommen Gesinnung der frühen Lebensjahre zum revolutionären Marxisten (Kommunisten) ist exemplarisch gewesen. Den Verlockungen der marxistischen Ideologie sind zahlreiche Intellektuelle aus aller Herren Ländern erlegen. In besonderer Weise galt das für jüdische Intellektuelle aus Europas Osten, aus den osteuropäischen „Städtels“. Das ist allgemein bekannt. Weniger bekannt sind psychologische und soziologische Voraussetzungen sowie Motivierungen ihrer weltanschaulichen Entscheidungen. Sie sind es aber, die erkennen lassen, warum die Idee der „Weltrevolution“ gerade in dieser Lebenssphäre besonders tiefe Wurzeln schlug. Im Zusammenhang mit der hier umrissenen Problematik besitzen Sperbers Lebenserinnerungen einen unschätzbaren Erkenntniswert. Im ersten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts setzt Sperbers Lebensbericht ein, mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges klingt er aus, umfasst also vier blutigste, insoweit höchst denkwürdige Dekaden der modernen Geschichte.

The subject of the analysis is a three-volume-autobiography by Manès Sperber (1905-1984) *All das Vergangene...* (*All that is gone...*). The transformation of a pious boy of an eastern Galician village into a revolutionary Marxist and communist has an exemplary importance. Many intellectuals from various countries were in thrall to the power of the Marxian ideology. The foregoing statement refers especially to the Jewish intellectuals from the Eastern Europe, which is a commonly known issue. What is less known, are the psychological and social motives of their worldview driven decisions. And it is only them that allow to understand why the idea of a „world revolution“ puts down its deepest roots in this social sphere. In the context of the problems depicted here, Sperber's memories have immense cognitive value.

Eine Art Vorspann

Es sind mittlerweile einige Jahre ins Land gegangen, seitdem ich mich an ein großangelegtes Forschungsprojekt machte, das ich auf den ersten Blick vage, bei genauem Zusehen aber eigentlich recht präzise benannte. Es sollte – das kündigte die Überschrift an – das Phänomen des „verführten Denkens“ in der europäischen Literatur/Kultur des 20. Jhd.s zu seinem Gegenstand haben. Manès Sperbers geistiger/politischer Vita weise ich in meiner Untersuchung einen exponierten Platz zu, veranschaulicht sie doch in exemplarisch ausgeprägter Gestalt, wie es in den Köpfen/Herzen jener vielen Intellektuellen zugeht, die zwischen 1914-1945, angesichts der Gräueltaten der modernen Geschichte, mit dem hochherzigen Anspruch auftraten, dem grausamen „Wirklichkeitssinn“ ihren utopischen „Möglichkeitssinn“ (Robert Musil) entgegenzusetzen und dabei immer wieder „[...] in das Widerspiel von Bindung und Bruch, Individuum und Gemeinschaft, von Hoffnung und Zweifel“ gerieten (SPERBER 1983:296). Aber diese Vita spiegelt auch die Besonderheiten des jüdischen Schicksals wider: Die spannungsvolle Antithetik von Traditionsgebundenheit und Traditionsbruch, von Ausgrenzung und Assimilierung, von frommem Handlungsverzicht und „weltlichem“ Tatendrang.

Man erkennt sofort: Die Formulierung „verführtes Denken“ geht auf den so betitelten, weltberühmten Traktat/Essay von Czesław Miłosz aus dem Jahre 1951 zurück. In aller Kürze möchte ich ihn in Erinnerung rufen. An vier exemplarischen Schriftstellerfällen (Jerzy Andrzejewski, Tadeusz Borowski, Konstanty Ildefons Gałczyński, Jerzy Putrament) handelt Miłosz sein Thema ab. Er argumentiert konkret, hat indes jenen (geistes)geschichtlichen Prozess im Auge, kraft dessen Dynamik zahllose Intellektuelle/Literaten aus aller Herren Ländern sich veranlasst fühlten, in reuevollen Selbstabrechnungen das bislang Geglaubte und Geschätzte aufzugeben, das ihnen auf einmal als „falsches Bewusstsein“, ja, als finsterste, „reaktionärste“ Unvernunft er-

schien. Auf dem Fuße folgten Bekenntnisse zu der Sache des „revolutionären Proletariats“ sowie der „siegreich heraufziehenden“ Weltrevolution. Man gab sich fortschrittlich, man hielt es mit dem „Weltgeist“, der sich – wie schon immer – auf die „Seite der stärkeren Bataillone“ schlug. Über diese schienen nun nach dem Sieg des „roten Oktobers“ die Bolschewiki zu verfügen, und der „Weltgeist“ saß nicht – wie weiland, zu des großen Kaisers Zeiten – auf dem Pferde, sondern marschierte mit den rotbestennten Soldaten. 1920 wurden sie an der Weichsel besiegt und weit zurückgeschlagen, als sie sich schon anschickten, ins Herz Westeuropas vorzudringen. 1945 drangen diese weit nach Europa vor, kamen bis Berlin, dachten nicht im Geringsten daran, aus den eroberten Gebieten zu weichen. Auch Polen fiel ihnen anheim, wurde von der Terrorherrschaft der Russen zur Räson und auf das kommunistische Maß gebracht. Die meisten polnischen Intellektuellen/Schriftsteller verhielten sich bei alldem nicht anders als die meisten ihrer Kollegen in anderen osteuropäischen, von den sowjetischen Kommunisten ‚gleichgeschalteten‘ Ländern. Sie fielen um. Sagen wir es neutraler: Sie dachten um. Sie ließen sich auf den Dialog mit der herrschenden Ideologie ein. Oder sagen wir es genauer: Sie ließen die kommunistische Propaganda auf sich einwirken.

Die „prosaischen“ Beweggründe „der Umgefallenen“ werden von Miłosz freilich nicht ausgelassen. Damit verhielt es sich so. Polens Kommunisten haben tatsächlich Wert darauf gelegt, Schriftsteller von Rang für sich zu gewinnen. Den „Teufelspakt“ mussten diese nicht einmal mit der Seele erkaufen. Es genügte, dass man sich als „Sympathisant“ erklärte. Dafür konnte man eine materielle Position erklimmen, von der die meisten Polen sich nicht einmal etwas hätten träumen lassen. Auch die Auflagen der betreffenden Autoren stiegen in märchenhafte Höhen, während diejenigen, die politische Enthaltbarkeit übten, aus dem öffentlichen Diskurs so gut wie ganz verschwanden. Das Wesentliche aber ist, dass Miłosz sich wohlweislich hütet, die politischen Entscheidungen, wie sie Autoren vom Range eines Jerzy Andrzejewski, eines Tadeusz Borowski, eines Konstanty Ildefons Gałczyński nach 1945 getroffen haben, als Folge eines berechnenden Konformismus zu simplifizieren. Seine Erkenntnisleistung, die dem *Verführten Denken* einen bleibenden Platz unter den Dokumenten der modernen Geistesgeschichte sichert, ist, dass der Nobelpreisträger des Jahres 1981 mentale Prädispositionen aufzeichnet, ohne die die kommunistische Ideologie unmöglich so viele Anhänger unter den Geistesmenschen gefunden hätte. Es waren da viele Faktoren zusammengekommen. Die alte Welt hat faschistische Barbarei hervorgebracht. Was Wunder, dass man sich Veränderungen wünschte, die nicht radikal genug ausfallen konnten. Und man hielt ihr Kommen für unver-

meidlich, deterministisch vorbestimmt. Man wollte sich also der „gesetzmäßigen“ Entwicklung nicht in den Weg stellen. Es war die hohe Stunde der Hegelianer, die selbst in den grausamsten/widersinnigsten Praktiken des Kommunismus das Wirken der „historischen Vernunft“, die Präsenz des „Weltgeistes“ auszumachen vermeinten. Miłosz erweist mit seinen Darstellungen all jenen von mir bereits apostrophierten „Spätgeborenen“ einen unschätzbaren Dienst. Ein scharfsichtiger, berufener Zeitzeuge spricht da, der sowohl seine Schriftstellerkollegen als auch die Interna der kommunistischen Kulturpolitik bestens kennt, dabei in seine Beweisführung außerdem eine solide Kenntnis des Marxismus einbringt. So ausgerüstet gelangt er zu wahrlich erhellenden, wenngleich oft zu Widerspruch reizenden Einsichten! Seine leidenschaftliche wie sachlich verhaltene Analyse bezieht ihren Stoff aus polnischen Verhältnissen. Es war nicht seine Absicht, in andere geographische Gegenden auszuschweifen. Dabei hätte er auch in anderen Ländern überreichliches Material für seine Untersuchungen und Befunde finden können. Denn selbst ohne die „Aufsicht“ der kommunistischen Machthaber fasste der Marxismus schon in den 20er und 30er Jahren im nichtkommunistischen Europa tiefe Wurzeln.¹ Schon mit dem naheliegenden deutschen Beispiel wäre Miłosz recht gut bedient gewesen, wo zur Zeit der Weimarer Republik die Kommunisten große Namen wie Bertolt Brecht, Anna Seghers, Egon Erwin Kisch für sich in Anspruch nehmen konnten. In Deutschland/in Berlin vollzog sich auch zu einem wesentlichen Teil die weltanschauliche und politische Bewusstseinsbildung des jungen Manès Sperber.

Sperbers ‚Hauptfach‘ war die Essayistik und in diesem ‚Fach‘ hat er Bedeutendes geleistet. Als Romanschriftsteller ist er eigentlich nur einmal, mit dem – übrigens sehr opulenten – Opus *Wie eine Träne im Ozean*² hervorgetreten. Rein literarisch betrachtet müsste man an diesem Werk vieles aussetzen. Seitenlange Dialoge verdrängen oft die Handlung, viele Gestalten werden nur umrisshaft gezeichnet, und auch der Hintergrund wirkt mitunter kulissenhaft. Anders konnte es allerdings nicht sein, da Sperber ein Riesenpersonal aufstellte, also manch eine Figur nur in einer Episode aufblitzen lässt. Aber Sperber war bereit, solche Vorwürfe in Kauf zu nehmen. Ihm lag nämlich

¹ Die einschlägige Literatur füllt Regale. Wer das Phänomen mit den notwendigen Gedankenschärfe beschrieben haben möchte, der möge zu FRANCOIS FURETS (1996) *Essay über die ‚Vergangenheit einer Täuschung‘* greifen. Mit der gewohnten Brillanz hat sich PAUL JOHNSON (1988) des Themas angenommen.

² Die einzelnen Bände – *Der verbrannte Dornbusch* (1949), *Tiefer als der Abgrund* (1950), *Die verlorne Bucht* (1955) – sind nach und nach herausgekommen.

nichts daran, dass sich der Leser in der dynamischen Vielfalt des epischen Materials verliert oder aber von einer zügigen Story in den Bann geschlagen und dadurch vom (Nach)denken abgelenkt wird. Er begriff sich in erster Linie als engagierter ‚homo politicus‘, der schreibend aufklären, also Hintergründe des Geschehenen durchleuchten und es sogleich auf die moralische Waage legen möchte. Sperbers Grundthema: der Tod der großen Befreiungsutopie. Der Verrat, der an ihr von Stalin und seinen Mannen begangen wurde, die mit ihrer menschenmörderischen Praxis die hehre Botschaft des Marxismus in ihr Gegenteil verkehrten und somit den Zwiespalt zwischen Geist und Wirklichkeit, zwischen Moral und Geschichte vergrößerten.

Den Stoff liefert ihm die Geschichte der kommunistischen Bewegung ab Anfang der 30er Jahre bis zum Ausgang des Zweiten Weltkrieges. Er war selbst an ihr beteiligt, meidet hier indes das direkt Autobiographische, delegiert vielmehr das (schmerzlich) Erfahrene und (unter Schmerzen) Begriffene an die Romangestalten ab. Sperbers Helden sind desillusionierte, verzweifelte, um den Lebensinn gebrachte Kommunisten, denen er die eigentlichen Pointen in den Mund legt: „Nein, ich verleugne nicht die Vergangenheit, aber ich finde, was ich getan habe, überflüssig. [...] Vergeudete Zeit, mißbrauchte Kraft. Hätte ich jeden Tag Boule gespielt, es wäre besser gewesen und gewiß sinnvoller.“ (SPERBER 1983:82) Das sagt Dojno Faber, die zentrale, in vielen Punkten mit eigenem Erlebnisstoff ausgestattete Figur der Sperberschen Romantrilogie. Ein Schlussstrich? Gewiss, aber wenn man Sperbers weiteres aktives Leben bedenkt, ein offenes Ende...

Die Thematik lässt Sperber nicht los, kann ihn nicht loslassen, weil sie ihn selbst, das Zentrum seiner Lebenserfahrung, betrifft. Man hat also füglich erwarten dürfen, dass er sie auch noch im Klartext des autobiographischen Berichts aufarbeitet. In den 1970er Jahren wurde diese Erwartung erfüllt. Unter dem Titel *Die Wasserträger Gottes* publiziert Sperber 1974 den ersten Band seines auf drei Teile angelegten Memoirenwerkes. *Die vergebliche Warnung* folgt 1975 und mit *Bis man mir die Scherben auf die Augen legt* wird 1977 die Trilogie abgeschlossen. *All das Vergangene...* heißt das 1983 zu einem Band zusammengeschlossene Opus.³ Mit Sperbers Geburt setzt der

³ Die 1970er-1980er Jahre waren überhaupt eine Glanzära der autobiographischen Literatur. In fünf Büchern (*Die Ursache*, 1975; *Der Keller*, 1976; *Der Atem*, 1978; *Die Kälte*, 1981; *Ein Kind*, 1982) berichtet Thomas Bernhard über das ihm in den Kindheits- und Jugendjahren vielfach angetane Unrecht. 1976 eröffnet ELIAS CANETTI mit *Die gerettete Zunge* seinen dreiteiligen Erinnerungszyklus. 1980 schließt sich ihr *Die Fackel im Ohr* an, und 1985 erscheint der Schlussband

Erinnerungsstrom ein, Ende der 40er Jahre reißt er ab. In dem retrospektiven Bericht werden Szenen aus der Zeit der Niederschrift eingeflochten: melancholische Momentaufnahmen eines zur Neige gehenden Lebens.

Nun, alles, alles alles niederschreiben, auch das gibt es nicht, natürlich. Jeder, der Leser so gut wie der Autor, weiß, man muß wählen, also auslassen, in den riesigen Abfallkübel werfen, was nicht unbedingt zum Werk gehört, weil es nicht wichtig genug, nicht aufschlußreich, nicht kennzeichnend ist: Stricke, aus denen man keine Seile gedreht hat, Seile, die sich nicht mit anderen verstrickt haben und nun herumliegen.“ (SPERBER 1983:206)

Sperber macht es dem Leser leicht: „Seile“, aus denen er seine Erinnerungsprosa „gedreht“ hat, liegen offen zu Tage, und auch über die Art und Weise, wie sie miteinander „verstrickt“ werden, braucht man sich nicht allzu lange den Kopf zu zerbrechen. Denn so viel anschauliches Lebensmaterial *All das Vergangene...* enthält, so werden „Charaktere, Situationen, Handlungen, Ereignisse, Erlebnisse und Erfahrungen“ behandelt, sofern sie ein „Gleichnis“ (SPERBER 1983:10) in sich bergen. Was für eines? Vom Manne, der ausgezogen ist, die Welt zu verändern...

Die schöne Geschichte verdient es wirklich, an den Anfang der Überlegungen zu Sperbers Lebensbilanz gesetzt zu werden. Von seinem Urgroßvater, dem frommen Reb Boruch, erzählt Sperber, dass „dieser Feind aller Banalität und aller Alltäglichkeit“, der in den Heiligen Schriften angekündigten Stunde der Erlösung entgegenharrend, es pflegte, bei hereinfliegender Abend das Haus zu verlassen und zu dem Hügel vor der Stadt zu eilen, von dem er Ausschau nach dem Messias hielt; dieser musste, wie Reb Boruch sagte, zwar nicht gerade zu dieser Zeit kommen, aber es gab keinen Augenblick, in dem er nicht kommen könnte. Der Glaube an die Güte und Weisheit der Vorsehung bleibt bei dem alten Manne unbeirrbar; die Erlebnisse, die ihn eigentlich widerlegen müssten, stärken ihn noch, denn keine andere Erklärung für die Ungeheuerlichkeit des Weltgeschehens lässt die Logik des Gottvertrauens zu, als dass der Allmächtige nur deswegen der Finsternis zu triumphieren erlaube, damit das Maß des Bösen sich erfülle und dass Gottes Reich auf Erden anbreche. Eine ehrfurchtsgebietende Gestalt ist der alte Mann gewesen, und seine hohe Gesinnung hat den Enkel für die gesamte Lebenszeit geprägt.

Das Augenspiel. 1976 bricht Wolfgang Koeppen sein jahrelanges Schweigen, um in *Jugend* auf die Anfänge des eigenen Lebens zurückzublicken. Selbst Max Frisch, der wiederholt nachdrücklich betonte, dass die Erfindung den Fakten vorzuziehen sei, legt mit *Montauk* (1974) autobiographische Faktenprosa vor.

Manès Sperbers Weg aus dem „Städtel“ in das Kampfgetimmel der „Weltrevolution“

Das werde ich erklären müssen, weil Sperber einen Weg einschlug, den der fromme Großvater unmöglich gebilligt hätte. Und doch gab es vieles, was die beiden so ungleichen Menschen in ihrem Wesenskern verband: „heiliger“ Zorn gegen das Böse, „heiliges“ Ungenügen am Gegebenen, Hochschätzung des Zukünftigen zuungunsten der als „unheilig“ erkannten Jetztzeit.

Reb Boruch ist eine typische Erscheinung jenes Menschenschlages gewesen, wie ihn die „Städtel“⁴ hervorbrachten. Man weiß heutzutage mit der aus dem Jiddischen stammenden Bezeichnung kaum etwas anzufangen, sind doch die die „Städtel“ bewohnenden Menschen fast restlos dem Holocaust zum Opfer gefallen und sie selbst in Schutt und Asche gelegt worden. Als „Städtel“ bezeichnete man die vorwiegend oder gar ausschließlich von Juden bewohnten Ortschaften, wie es deren viele in Ostgalizien oder aber in Weißrussland gab. Sperber sei zitiert:

Diese Städtchen waren keine Ghettos, sondern wesensmäßig wie definitionsgemäß das Gegenteil. Ein Städtel war nicht das Anhängsel einer christlichen Gemeinde innerhalb einer Bannmeile, nicht ein diskriminierter Fremdkörper innerhalb einer höheren Zivilisation, sondern im Gegenteil eine scharf profilierte, in ihren Grundlagen gefestigte autonome Gemeinschaft [...] und dies inmitten von Armut und Hässlichkeit und eingekreist von Feinden des jüdischen Glaubens. (SPERBER 1983:32)

Genauerer wusste darüber Joseph Roth mitzuteilen. Über das jüdische „Shtetl“ Brody erfährt man von ihm Folgendes:

Die Stadt hat 18 000 Einwohner, von den 15 000 Juden sind [...]. Von den 15 000 Juden leben 8 000 vom Handel [...]. Die anderen 7 000 Juden sind kleine Handwerker, Arbeiter, Wasserträger, Gelehrte, Kultusbeamte, Synagogendiener, Lehrer, Schreiber, Thoraschreiber, Tallesweber, Ärzte, Advokaten, Beamte, Bettler, und verschämte Arme, die von der öffentlichen Wohltätigkeit leben, Totengräber, Beschneider und Grabsteinhauer. (ROTH 1990:840)

⁴ Die Schreibweise des Wortes differiert. Die von mir benutzte gebraucht Sperber selbst. Bei Joseph Roth heißt es wiederum „Shtetl“. An Roths Schreibart hält sich auch Claudio Magris in seinem Roth-Buch. Man könnte glauben, dass damit die Sache geklärt ist. Und doch: Eine so vorzügliche Kennerin des ostjüdischen Schrifttums wie MARIA KŁAŃSKA (1994) verwendet in ihrer großangelegten Untersuchung über ostjüdische Autobiographien die Form „Schtetl“. (Hier ist der geeignete Ort, auf zwei fundamentale Werke hinzuweisen: Heiko Haumanns *Die Geschichte des Ostjudentums*, München 1990, sowie Mark Zborowskis und Elisabeth Herzogs *Das Shtetl. Die untergegangene Welt der osteuropäischen Juden*, München 1991).

Man sieht: Mit den „Städteln“ ist eine ganze Lebens- und Geisteswelt zugrunde gegangen.⁵ Gewiss, was auf den ersten Blick auffiel, waren indes eben drückende Armut und allgegenwärtige Hässlichkeit. Als „Luftmenschen“ bezeichneten sich, auf die Haltlosigkeit der eigenen Lebensverhältnisse anspielend, jene die Mehrheit der Bevölkerung stellenden Zablotower, die von der Hand in den Mund lebten und das tägliche Überleben wie ein Wunder schafften. Zablotow wurde hauptsächlich von Händlern, die keine Käufer fanden, und von Handwerkern, zu denen keine Kunden kamen, bewohnt. Aber gerade unter diesen Habenichtsen blühte, wie Sperber sich erinnert, ein reges geistiges Leben. Man hält sehr viel auf Bildung. Man ist bemüht, in die Gespräche literarische und religiöse Zitate einzuflechten, und, obwohl „am äußersten Rand der Welt lebend“ (SPERBER 1983:31), zeigen diese Zablotower ungeheucheltes Interesse an allem, was sich „draußen“ abspielt. In den Studierstuben kann man fromme Männer über heiligen Büchern sitzen sehen. Es ist, alles in allem, eine äußerlich zwar statische, innerlich jedoch bewegte Welt, die einen fruchtbaren Nährboden für allerhand Schwärmer, Verkünder von Erlösungsbotschaften und Sektengründer bildet. Reb Boruch hat zahlreiche Gesinnungsgenossen, die mitten im tristen Elend an den Verheißungen ihrer messianischen Religion festhalten. Um Sperber wieder das Wort zu überlassen: „In all seiner Misere war das jüdische Städtchen eine kleine Civitas Dei, geistig und geistlich erstaunlich, in mancher Hinsicht um Jahrhunderte zurückgeblieben, nicht selten abstoßend, aber dennoch bewundernswert [...]“ (SPERBER 1983:32) Das schreibt Sperber, obwohl er das „Städtel“ bereits 1916 im Knabenalter verlassen und sich seitdem nie nach ihm zurückgesehnt hat. Mit „bewundernswert“ meint er freilich nicht die rückständige Lebensform, sondern jenen „geistigen und geistlichen“

⁵ Und was hat es mit dem Titel des ersten Teils der Erinnerungen auf sich? *Die Wasserträger Gottes* – die Wasserträger Gottes sind – und zwar in der doppelten Bedeutung des Wortes – in Zablotow (Zabłotów), einem ostgalizischen „Städtel“ beheimatet, wo sie eine stehende Einrichtung bildeten. Der Titel *Die Wasserträger Gottes* kommt schon aus dieser Sicht betrachtet nicht von ungefähr, er bekommt indes eine hintersinnige Bedeutung. Die Wasserträger waren in Zablotow die Ärmsten der Armen, geschundene Kreaturen, die auch bei der bittersten Kälte ihrem körperlich mehr als anstrengenden Beruf bis zur totalen Erschöpfung nachgingen. Der kleine Sperber, der selbst in behüteten Verhältnissen aufwächst, bekommt immer wieder die Gelegenheit, ihnen bei der Arbeit zuzuschauen. Sie sind es auch, die sein tiefstes Mitleid wecken, aber ihn zugleich auch nachdenklich machen... für die Ungerechtigkeit sensibilisieren... Zweifel an Gottes Gerechtigkeit wecken, der seine frommen Diener derart leiden lässt.

Ideen- Empfindungsreichtum, von dem die Alltagswirklichkeit des „Städtels“ überstrahlt wurde. Dieser Glanz fiel auf Sperbers spätere Lebensjahre, und auch sein Bekenntnis zum Kommunismus/Marxismus dürfte seinen Ursprung in dem Grundprinzip der jüdischen Ethik haben, dass man „stets darauf zu achten hatte, niemandem ein Unrecht anzutun“ und „daß das Recht eines Jeden und für Jeden stets das gleiche bleibe“ (SPERBER 1983:101). Eine derartige Geistesverfassung ist, und dies muss man anmerken für den im Zustand der ‚Posthistoire‘ angelangten modernen Menschen, so gut wie nicht nachvollziehbar, ja, sie muss ihm völlig aberwitzig erscheinen: dass man die Gegenwart als einen „Durchgang“ betrachtet, folglich das ganze Leben so einzurichten bemüht ist, als ob nur „die Zeit nach der Zeit“, nur das eschatologische Nachher ins Gewicht fiele.

Vom jüdischen Gott ist Sperber früh, eigentlich schon im kindlichen Alter abgefallen, aber in dieser Gesinnung hat er sich stets wiederfinden können. Mit Freunden darüber diskutierend, warum er und sie zu Kommunisten geworden sind, macht Sperber eine merkwürdige Beobachtung. Im Originaltext liest man:

So verschieden unser Herkommen war und die Art, in der wir uns von unseren Anfängen entfernt haben, keiner von uns hat sich der revolutionären Bewegung angeschlossen, nachdem er Marx gelesen hatte, sondern umgekehrt hatte jeder zuerst die Sache der Arbeiterklasse sich zu eigen gemacht, ehe er im Marxismus überzeugende Gründe, eine zur erwünschten Praxis passende Theorie suchte. Mit Staunen stellten wir fest, daß für uns alle Blaise Pascals Wort galt: Wir hätten nicht gesucht, hätten wir nicht vorher gefunden oder wären wir nicht vorher gefunden worden. (SPERBER 1983:518)

In der Tat: Marx kann man sich auf verschiedenste Art und Weise nähern. Für die einen ist es die Bibel, die sie für das Los der Erniedrigten und Beleidigten empfänglich macht. Bei den anderen spielt die Literatur die gleiche Rolle, der bekanntlich schon Schiller die Gabe zusprach, das Innere des Menschen „ästhetisch“ zu formen, auf dass dieser das Gute aus interesselosem Gefallen an solch uneigennützigem Handeln tue. Was Sperber im „Städtel“ gelernt hatte, war ebenfalls geeignet, ihn – um bei Schillers Terminologie zu bleiben – zu einer „schönen Seele“ zu machen. Schiller wollte übrigens das Wort nicht kontemplativ verstanden wissen. Er behielt stets den Schnittpunkt von Ästhetik und Moral, Ästhetik und Politik im Auge. Was in den „Städteln“ vorging, ließe sich mit diesen Kategorien durchaus erfassen. An

zahllosen Fällen konnte man beobachten, wie eine „schöne“ Religion sich im besten dialektischen Sinne aufhebt und revolutionär dynamisiert.⁶

Aus den „Städteln“ sind also nicht nur „Schwärmer und Sektengründer“ hervorgegangen. Ihm sind auch Menschen entsprossen, die es bei dem geduldigen Abwarten jenes „Nachher“ nicht belassen wollten, sondern darauf drängten, diesen Prozess durch tätiges Eingreifen zu beschleunigen.

Ein Zug hielt drauf (auf der Donaukanalbrücke – Z.Ś.), der mit Menschen vollgestopft war. Güterwagen mit Personenwagen zusammengekoppelt, in allen standen dicht gedrängte Menschen, die stumm, aber fragend zu uns heruntersahen [...]. Die Leopoldstadt war voll von galizischen Juden, die vor den Russen geflohen waren. In schwarzen Kaftanen, mit ihren Schläfenlocken und besonderen Hüten, hoben sie sich auffallend von anderen Leuten ab. Da waren sie nun in Wien, wo sollten sie hin, essen mußten sie auch und mit der Nahrung der Wiener stand es schon nicht mehr zum Besten. (CANETTI 1979:184)

Diese Beschreibung könnte bei Sperber stehen. Auch seine Familie hat es 1916 auf der Flucht vor den anrückenden, wegen ihrer antisemitischen Ausschreitungen übel beleumdeten russischen Armeen nach Wien verschlagen. Aber schon 1916 ist ein Umbruch allenthalben zu spüren, selbst wenn die Kriegshandlungen an allen Fronten vorerst fortgeführt werden. 1916 stirbt, nach achtundsechzigjähriger Regierungszeit, der greise Kaiser Franz Josef I. Wenn man Sperbers Erinnerungskraft trauen will, so hatte er bald darauf ein moralisches Erlebnis, das bei dem halbwüchsigen Jungen bleibende Spuren hinterließ. Es handelt sich um ein Ereignis, das heute nur den faktenkundigsten Historikern bekannt sein dürfte. Friedrich Adler, der Sohn des allgemein geachteten Sozialistenführers Victor Adler, begeht ein Attentat auf den amtierenden habsburgischen Ministerpräsidenten, den Grafen von Stuergh. Das Attentat erfolgt, obwohl er ein dezidiertter Gegner jeglicher Gewalt ist. Aber er wollte mit seiner Tat ein Fanal gegen den Krieg entzünden, und es gelingt ihm auch, zahllose junge Menschen zu begeistern. Sperber befindet sich unter ihnen, greift enthusiastisch die Worte des vor dem Ausnahmegericht stehenden Attentäters auf, dass „es nicht auf die Dauer, sondern auf den

⁶ Der bloße Hinweis muss an dieser Stelle genügen. Der wohl bekannteste deutsche Kommunist Bertolt Brecht hätte sicherlich von solchen Subjektivitäten nichts gehalten. Bei ihm bildete die Lektüre von *Das Kapital* den auslösenden Moment jenes Prozesses, der ihn für den Rest des Lebens zum (mitunter fanatischen) Marxisten machen wird. Man weiß übrigens nicht, wie weit er in den Text vorgedrungen ist. Wie auch immer. Es passt zu Brecht, dass er erst handfeste soziologische/ökonomische Argumente brauchte, bevor er den Kommunismus als sein „Handorakel“ willkommen hieß.

Inhalt des Lebens“ (SPERBER 1983:204) ankomme. In der jüdischen Pfadfinderorganisation „Schlomer“ begegnet er der gleichen Gesinnung, der gleichen Reflexionsanstrengung, wie er sie schon in der Geisteswelt des „Städtels“, im Elternhause, vorbildlich ausgeprägt sah. Die „Reflexionsanstrengung“ geht freilich in eine für die Elterngeneration unliebsame Richtung: weg vom orthodoxen Judentum, weg von der überlieferten Lebensart, weg von den traditionellen Glaubensinhalten, an deren Stelle eine neue, durch und durch weltliche „Religion“ tritt.⁷

Auch Friedrich Nietzsche übt auf ihn eine ungeheure Wirkung aus, und zwar gerade mit Sätzen wie diesem: „Was groß ist am Menschen, daß er eine Brücke ist. Und daß er kein Zweck ist: was geliebt werden kann am Menschen, das ist, daß er ein Übergang und ein Untergang ist.“ (SPERBER 1983: 203) Zu diesem auch noch aus der zeitlichen Entfernung von mehr als einem halben Jahrhundert mit sichtlicher Ergriffenheit erfolgten Zitat aus der *Zarathustra*-Dichtung merkt Sperber noch Folgendes an: „Die Disjunktion und die Konjunktion von Untergang und Übergang sind mir fast zur Gewißheit geworden. Sie ist eine der wenigen, die mir geblieben sind.“ (SPERBER 1983:203) Was übrigens keineswegs mit der Zustimmung zu Nietzsches Lehre vom Übermenschen oder aber zu anderen elitären Verstiegenheiten einherging. Den Übergang (in das Reich der Freiheit) und den Untergang (der alten Welt) – es sollte das Werk von Millionen „Wasserträgern“ sein.

Auf die hunderttausendköpfige Arbeiterdemonstration am ersten Mai 1920 zurückblickend, gedenkt Sperber zugleich seiner Kinderjahre, als er in der hehren Überzeugung lebte, dass die Menschheit an einer Schwelle stände und dass man jeden Augenblick bereit sein müsse, sie zu überschreiten. Nun scheint dieser Augenblick gekommen zu sein: „Wir befanden uns in einem Korridor, den wir recht schnell hinter uns lassen wollten, um endlich aus dem Intermezzo in die wirkliche Aktion einzutreten. Alles, was wir taten, konnte

⁷ Parallel zu *All das Vergangene...* habe ich ERNST BLOCHS *Geist der Utopie* (1918) (wieder)gelesen, mir dabei gedacht, dass Sperber in diesem Buch die Grundsubstanz der eigenen Seelenverfassung aus jenen bewegten Jahren wiedererkannt hätte: „[...] daß wir selig werden, daß es das Himmelreich geben kann, daß sich der evident eingesehene Trauminhalt der menschlichen Seele auch setzt, daß ihm eine Sphäre wie immer bestimmte Realität korrelativ gegenübersteht, das ist nicht nur denkbar, das heißt formal möglich, sondern schlechterdings notwendig, weit entfernt von allen formalen oder realen Belegen, Beweisen, Erlaubnissen, Prämissen unseres Daseins, aus der Natur der Sache apriori postuliert und demnach auch von utopischer intensiver Neigung ganz gegebener, essentieller Realität“ (BLOCH 1959:343f).

nur Vorbereitung sein.“ (SPERBER 1983:291) Es nährt sich dieses chiliastische Bewusstsein vor allem von den aus Russland kommenden (freilich recht ungenauen) Informationen über den dort entstehenden revolutionären klassenlosen Staat. Neue Hoffnungsinhalte liefern die Ereignisse im nahen Ungarn, wo die Kommunisten die Macht ergreifen. Das erweist sich als eine kurzfristige Episode, aber diese Episode wird den halbwüchsigen Träumer noch lange beschäftigen. Er lauscht in Wiener Cafés den Gesprächen, die von den den siegreichen „weißen Truppen“ entkommenen ungarischen „Bolschewiki“ geführt werden. Er wird, so traurig das Vorgefallene ihn eigentlich stimmen müsste, mit Zuversicht geimpft. Zwar diskutieren die Besiegten über vertane Chancen, aber hauptsächlich ist die Rede von dem künftigen Triumph, der, wie man fest glaubt, der Niederlage auf dem Fuße folgen müsse. Das alles versetzt den Jungen in höchste Erregung. Denn seine (ur)eigene Sache handelt man hier ab. Der verheißungsvollen Zukunft, dem kommunistischen „Reich der Freiheit“ fiebert er, eigentlich im Wortsinne, entgegen. Auch er zweifelt nicht einen Augenblick lang daran, dass dieses mit zwingender Folgerichtigkeit aus den freilich mitunter tragisch verlaufenden gegenwärtigen Kämpfen hervorgehen werde. Ohne von der marxistischen Dialektik überhaupt etwas gehört zu haben, beherrscht er bei aller jugendlichen Unausgegorenheit vollkommen die Kunst des „dialektischen“ Interpretierens der sozialen Wirklichkeit. Das Fiasko der ungarischen Revolutionäre fällt aus der so bestimmten Perspektive kaum ins Gewicht, so wie der empirische Erfahrungsstoff gleichsam sein Eigengewicht verliert und nur dort als Beweismaterial herangezogen wird, wo er die Richtigkeit der apriorisch formulierten Urteile und Diagnosen bestätigt.

Wieder einmal fühlt man sich an Sperbers Herkunftsort, das „Städtel“ mit seinen frommen, den Horizont nach dem Anblick des nahenden Messias absuchenden Männern erinnert. Sperbers Urgroßvater, Reb Boruch, „traf den jüdischen Gott überall an“ (SPERBER 1983:422), glaubte folglich inbrünstig, seine Präsenz in allen Lebenserscheinungen ausmachen zu können, selbst wenn sie oft allen „kleinmütigen“ Vorstellungen von Gottes Güte und Gerechtigkeit zu widersprechen scheint. Es war genau der gleiche psychologische Mechanismus, den man in Sperbers ‚weltlicher Frömmigkeit‘ wiederfindet. Von „Frömmigkeit“ darf füglich gesprochen werden, denn geradezu Andacht bringt Sperber jener (kommunistischen) Bewegung entgegen, der „die hohe Sendung zuteil geworden ist, [...] die ganze Menschheit zu befreien“ (SPERBER 1983:424).

Man erfährt eigentlich nicht, wie sich die Ansichten des die Schwelle zur Mannbarkeit überschreitenden Jungen/jungen Mannes weiterentwickelt haben. Es hat eigentlich den Anschein, als ob er auf jener spontan-naiven Stufe stehengeblieben wäre, auf der er sich etwa 1918 befand. Sperber erinnert sich: „Der Triumph des Konkreten konnte ja nichts anderes bedeuten, als eine zwar schmerzliche, aber nur flüchtige Episode, da sie ja, historisch gesehen, nutzlos war, weil im Widerspruch mit dem ‚Gesetz der Geschichte‘“ (SPERBER 1983:266). Diese Überlegung begleitet Sperbers Gedankenschritte über Jahre, stellt sich mit unwiderlegbar scheinender Schlüssigkeit immer wieder ein. So auch angesichts der Ereignisse im Jahre 1920, als die Bolschewiki im Begriff waren, Warschau zu erobern und dann auch noch Westeuropa für den Kommunismus zu gewinnen. Sie wurden bekanntlich geschlagen, was Sperber zwar betrübt, aber keineswegs in seinem Optimismus beirrt. Worauf gründet sich dieser? Auf das eigentlich blauäugig zu nennende Vertrauen in die geschichtsbildende Kraft der proletarischen Arbeiterklasse?

Es ist die Zeit, in der Georg Lukács' *Geschichte und Klassenbewusstsein* erscheint: ein Werk, in dem die auf das Proletariat bezogene Idolatrie das Philosophieren in jene luftleeren Abstraktionshöhen hinauftreibt, wo sein Gegenstand, die Geschichte, jegliche empirische Dimension verliert. Sperbers Umgang mit den Proletariern dürfte sich ähnlich gestaltet haben. In seinen Lebenserinnerungen schildert er Dutzende von Menschenbegegnungen. Es hat jedoch den Anschein, als ob jene auch von ihm vielgerühmten Proletarier in seiner Biographie so gut wie keine Rolle gespielt hätten. Ohne die Realität daraufhin zu befragen, erblickt er im „typischen“ Proletarier den gleichen „eschatologischen“ Menschen, wie er selbst einer ist: uneigennützig, von idealistischer Gesinnung durchdrungen, jederzeit bereit, in das „Kanaan“ der „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ aufzubrechen.

Immerhin hat Sperber Anfang der 20er Jahre mit dem Psychoanalytiker Alfred Adler ein neues geistiges Erweckungserlebnis. Die Standard- und Merksätze der Revolutionslehre haben für ihn unangefochten weiterhin volle Geltung: dass die Geschichte nach einem vernünftigen Plan verlaufe und dass die Notwendigkeit bestehe, jetzt schon ohne Verzug die klassenlose Gesellschaft zu schaffen (SPERBER 1983:406). Was hat es also mit dem „Adlerismus“ auf sich? In den 20er Jahren stand Adler auf dem Höhepunkt seines Ansehens. Seine Individualpsychologie konnte sich siegreich gegen Freuds Psychoanalyse behaupten, von der Adler herkam. Das Interesse an einer wie immer auch gearteten empirischen Psychologie müsste eigentlich bei Sperber befremden, der doch, wie eben dargelegt, allem bloß Konkreten eher skeptisch

gegenüberstand. Sperber scheint diesbezüglich ein Rechtfertigungsbedürfnis zu empfinden. Er möchte jedenfalls seine damalige Faszination durch die Individualpsychologie so verstanden wissen, dass es ihm darauf ankam, eine Synthese von Marxismus und wissenschaftlich fundierter Menschenkenntnis herzustellen. Im Originaltext Sperbers heißt es: Es gelte „[...] innerhalb der individualpsychologischen Bewegung die Kenntnis sozialer Sachverhalte zu fördern und damit die richtige Einschätzung ihrer Bedeutung für das bessere Verständnis individueller und sozialer Phänomene“ (SPERBER 1983:421). Das hört sich recht vage an, wird auch an keiner Stelle von Sperbers Erinnerungen mit einer personenbezogenen Fallstudie untermauert. Der Gedanke selbst ist freilich einleuchtend. Dem Marxismus hat es von Anfang an an der Bereitschaft gefehlt, sich vorurteilslos auf den „Umgang mit den Welträtseln“ (Brecht) einzulassen. Insoweit ließ er auch die Achtung vor dem Naturgesetzlichen menschlichen Trachtens und Handelns vermissen. Man möchte sich also Karl Marx und Alfred Adler als Verbündete vorstellen, wo doch Adlers „Wir-Lehre“ tatsächlich an jenes proletarische (Klassenkollektiv) denken lässt, wie es sich die Marx-Jünger aller Länder und aller Zeiten in der Rolle des großen Weltumwälers dachten. Eine engere Parallelisierung verbietet sich sofort, wenn man Adlers Schriften eingesehen hat!

Eine eher beiläufig beschriebene Episode aus dem Jahre 1924 ließe sich mühelos auf die Art und Weise übertragen, wie Sperber sowie auch seine vielen Gesinnungsgenossen innerhalb großer politischer Zusammenhänge agieren. Es hat sich Folgendes zugetragen: Sperber fährt mit seiner damaligen Freundin ins Salzkammergut. Sie unternehmen lange Wanderungen durch die schneeüberdeckte Winterlandschaft. Eines Tages ist es schon spät geworden, und das durch den meterhohen Schnee hinter Sperber herstampfende Mädchen bleibt auf einmal liegen. Es ruft um Beistand, aber er hört ihre Rufe nicht, sondern schreitet wacker weiter. Bis er sich dann umdreht und feststellt, dass die Partnerin irgendwo zurückgeblieben ist. Jetzt eilt er ihr freilich zu Hilfe, beginnt sich, stutzig geworden, allerdings sogleich Gedanken darüber zu machen, warum er „ihren Ruf ungehört hat verhallen lassen“ (SPERBER 1983:379). Das Fazit seiner Überlegungen lautet:

In Bewegung auf ein Ziel zu, wenn man von der Zielstrebigkeit beherrscht wird und gleichzeitig der magnetischen Wirkung unterliegt, mit der das Ziel uns zu sich zieht, kann es geschehen, daß riesige Scheuklappen fast jede Wahrnehmung verhindern. In einem Blackout folgt man nur jener Lichtspur, die uns dem angestrebten Punkte nähert, alles andere bleibt im Dunkel, wird von ihm verschlungen. (SPERBER 1983:379)

1927 ist es soweit: Er tritt in die KPD ein, erklärt somit seine Bereitschaft, sich in die Parteidisziplin zu fügen, selbst dann, wenn es auf die Verleugnung der eigenen Ein- und Ansichten hinauslaufen sollte. Er braucht sich vorerst keinen Zwang anzutun, denn (gut)gläubig, wie er ist, macht er sich widerspruchslos die Weltbilder der Parteipropaganda zu eigen, verteidigt diese gegen Schwankende und Kleingläubige, von den „Klassenfeinden“ ganz zu schweigen. Die kritische Intelligenz, auf die er sich doch so viel einbildet und die er doch außerhalb der politischen Zusammenhänge immer wieder glänzend unter Beweis stellt, schaltet er sofort ab, wenn die Rede auf die Gebrechen und Irrtümer des sowjetischen Regimes kommt. Zugespitzt gesprochen: Er möchte so werden, wie er sich Russlands Bolschewiki imaginiert – in ihrem „revolutionären Tun“ unbeirrbar, in jedem, auch so geringfügigen Punkte der Partei ergeben.

Wieder einmal möchte ich vom „eschatologischen Menschen“ sprechen, der mal religiöse Gewänder trägt, mal, wie die bolschewistischen Kommissare, die Lederjacke anzieht und mit dem ‚Nagan‘ (‚Revolver‘) herumfuchelt...

„Er sah das Übel nur auf der anderen, von den Kommunisten bekämpften Seite, im eigenen Lager erblickte er nur das Gute, oder zwang sich dazu, nur dieses wahrzunehmen. Oder er durchschaute es mit einem scharfen Blick, entdeckte Lug und Trug und verschwieg es.“ (SPERBER 1983:429) Dies schreibt Sperber über den seinerzeit weltberühmten, übrigens immer noch lesenswerten Reporter Egon Erwin Kisch. Genau die gleichen Worte hätte er über sich selbst, „einen aus dem ostgalizischen Städtel Zablotow stammenden blutjungen Juden“ (SPERBER 1983:429) schreiben können, der als Abgesandter Adlers 1927 nach Berlin kommt, „individualpsychologische“ Kurse abhält, mit seiner klugen Argumentationsweise bei Zuhörern verschiedenster geistiger und politischer Provenienz enormen Erfolg hat, sich indes höchst unaufgeschlossen zeigt, wenn er Unliebsames über die von ihm geliebte Sowjetunion zu hören bekommt. Er ist gegen alles Tatsachenwissen gefeit, dass seine Sowjetgläubigkeit erschüttern könnte. So reagiert er auch dann, wenn dieses Tatsachenwissen von Menschen stammt, denen er sonst sein volles Vertrauen schenkt. Folgende Geschichte mag als Beleg dafür dienen. Er begegnet in Berlin einer vor kurzem aus der Sowjetunion geflüchteten jungen Frau. Mit politischen Meinungsäußerungen hält sich diese zunächst zurück, bis es dann aus ihr herausbricht. Seine Gegenargumente verwirft sie, weil sie „die Lage nur noch verschlimmern“ (SPERBER 1983:434). Was sie besonders erbittert, ist Sperbers irgendwie verbissene Weigerung, die für sie offensichtliche, weil am eigenen Leibe erfahrene Wahrheit eben als Wahrheit

(an)zuerkennen. Sie ist so darüber empört, dass sie die Beziehung zu ihm abbricht. Obwohl ihm persönlich viel daran lag, lässt er dies zu, ohne einen Abstrich von seinen Überzeugungen zu machen.

Zu seinen Vorträgen kommen auch Menschen, die offensichtlich unter einem falschen Namen auftreten. Er ist gewitzt genug, sie als verkappte sowjetische Emissäre zu identifizieren. Es handelt sich um Menschen, die im Bürgerkrieg sowie dann im postrevolutionären Sowjetland wichtige Funktionen innehatten und nunmehr aus dem einen oder anderen Grund ins Ausland abgeschoben wurden. Von einem von ihnen, der den Namen Robert Plontin führt, erfährt Sperber manches, was die rote Propaganda mit einem Wust von lichten Bildern zuzudecken suchte. Was Plontin, einst einer der hohen Kommandeure der Roten Armee, ihm über die Terrorpraxis der Bolschewiki erzählt, hätte ihn eigentlich erschüttern, ja gar zu einer Umkehr bewegen sollen. Aber er legt eine merkwürdige emotionelle Selbstbeherrschung an den Tag, als ob er sich, mehr oder weniger bewusst, mit dem Gedanken abgefunden hätte, dass der Preis von Millionen Menschenleben nicht zu hoch gegriffen sei, da es sich doch um die „Weltrevolution“ handle. Am ehesten ist Sperber dem von ihm sonst missachteten „Konkreten“ nahe gekommen, als er in seiner psychologischen Arbeit auf „die Vernünftigkeit des Irrationalen, das Methodische des Wahnsinns, die Schlüssigkeit einer Kette von Irrtümer[n]“ stößt (SPERBER 1983:466) und dabei „das negative Staunen“ erlebt, das ihn für eine Weile an der glücksverheißenden Zukunftssicht des Marxismus zweifeln lässt. Allem Anschein nach lebte er damals im Zustand quasi schizophrener Bewusstseinspaltung. Was er als Psychologe durchaus klarsichtig erkannte und auch auf sein eigenes Tun selbstironisch zu beziehen wusste, vergaß er vollends, sobald er die Sphäre des politischen Denkens und Handelns betrat.

1931 bekommt Sperber die Gelegenheit, sich vor Ort zu überzeugen, wie es um die „Weltrevolution“ bestellt ist. Im Hochsommer reist er nach Moskau, um am Internationalen Psychologenkongress teilzunehmen. Immerhin durfte zu jenem Zeitpunkt ein solcher Kongress, der auf marxistische Standpunkte nicht von vornherein festgelegt war, stattfinden. Sperber hat treuherzig vor, „das Alltagsleben der arbeitenden Menschen aus unmittelbarer Ansicht kennenzulernen“ (SPERBER 1983:483). Aber das Urteil hat er eigentlich vorweggenommen, denn er hat „gleich Liebenden Augen nur für all das, was unsere Bewunderung für sie [die Sowjetunion – Z.Ś.] und das russische Volk steigern konnte“ (SPERBER 1983:483). Immerhin ist Sperber ehrlich genug, auch „das Schlechte, das Armselige, die demütigende Herrschaft des Mangels“ (SPERBER 1983:486) genauestens wahrzunehmen. Er stutzt. Er sucht

Aufklärung bei Bucharin, einem Mann aus der obersten Führungsspitze der (allein)herrschenden Partei. Auf seine Zweifel bekommt er die allersimpelste Antwort, dass die Schwierigkeiten vorübergehender Natur seien und „in zwei, höchstens drei Jahren behoben sein würden“ (SPERBER 1983:486). Und Sperber, der gewandte Psychologe, der die Mechanismen der Selbstverblendung/des Selbstbetrugs doch gut kennen müsste, gibt sich mit dieser – ich will das Wort wiederholen – allersimpelsten Beschwichtigung zufrieden. Der alte Bolschewik wirkt auf ihn in jedem Zoll glaubwürdig. Und nach allem, was man über den wenig später von Stalin umgebrachten Altrevolutionär weiß, hat er tatsächlich zu jedem gesagten Wort gestanden, so wirklichkeitsfremd, wirklichkeitsverkennend er war. Verblendet waren sie beide, der „Vorsitzende des Obersten Wirtschaftsrates“ und der gutgläubige junge Besucher aus Deutschland.

Es sind nur Einzelheiten, die ihn in seiner wohlmeinenden Haltung wenigstens für eine Weile verunsichern. In Leningrad kann er beobachten, wie ein Mann von der Passantenmenge auf das Straßenbahngleis abgedrängt wird, worauf sich ein Milizionär auf ihn stürzt und den Unglücksraben mit den Fäusten bearbeitet. Die vielen Vorbeigehenden, die vielgerühmten „Sowjetmenschen“ schauen gleichgültig zu. Sperber ist bestürzt und aufgewühlt. Unterschwellig weiß er, dass er da etwas Signifikantes gesehen hat, das möglicherweise auf ein im Wesen der Sache liegendes Gebrechen hinweist...

Im Jahre 1932, als so viel Unheilvolles bereits geschah, hielten die Kommunisten an der von Moskau ausgegebenen Parole fest, dass Hitlers Vormarsch, dialektisch betrachtet, die notwendige Vorstufe zum endgültigen Sieg des Kommunismus darstelle. Auch Sperber hat das sichere Gefühl, sich mit seinesgleichen „am Webstuhl der Zeit“ zu befinden. Das von Sperber verwendete Bild ist schief, trotzdem möchte ich es für meine Argumentation ebenfalls gebrauchen: An diesem Webstuhl (mit)wirkend macht er sich anheischig, aus der zähen Materie des Seins das Seinsollende herausentwickeln zu können.

Die Fakten sind indes nicht danach angetan, sich seinem Wollen zu fügen. Im Rückblick weiß er es besser (ohne dass er den damaligen Hoffnungen entsagen würde): „Bei den Reichstagswahlen im November 1932 erhielt die NSDAP 11,75 Millionen Stimmen, die SPD 7,25 und die KPD etwa 6 Millionen; so waren die beiden Arbeiterparteien zusammen noch immer weit stärker als die Nazis.“ (SPERBER 1983:525) Die von Sperber genannten Zahlen, wie man sie übrigens bereits aus den Arbeiten der Historiker kennt, sprechen eine nüchterne Sprache. Dass die Nazis in einem sich stets beschleunigenden

Vormarsch begriffen waren, konnte man aus ihnen leicht ersehen. Sie ließen es auf der anderen Seite nicht als undenkbar erscheinen, dass Hitlers Machtantritt doch hätte verhindert werden können, wenn die Kommunisten ihre auf Geheiß des Kremls geführte aberwitzige Politik aufgegeben und aufgehört hätten, ihren eigentlichen Gegner in den als „Sozialfaschisten“ abgestempelten Sozialdemokraten statt in der immer stärker werdenden Hitlerpartei zu erblicken.

Zu dem Zeitpunkt, als Sperber seine Autobiographie zu Papier bringt, sind ihm diese Gedankengänge längst vertraut. Er versichert nachdrücklich, dass er schon zu Beginn der 30er Jahre zu demselben Urteil gelangte, dass „das Geschwätz vom sozialfaschistischen Hauptfeind [...] das Ergebnis einer hirnrißig falschen Einschätzung der Lage und der wirklichen Kräfteverhältnisse [...] wäre [...]“ (SPERBER 1983:528f). Es gab, erinnert sich Sperber, viele unter den linksstehenden Intellektuellen, die seine Meinung teilten. Und doch hat keiner von ihnen den Versuch unternommen, „die ungewöhnliche Anziehungskraft der Nazis zu erforschen“ (SPERBER 1983:531). Sperber hat sich nicht anders verhalten. Auch er setzte sich über das Phänomen hinweg, ohne den Gedanken wenigstens probeweise in Erwägung zu ziehen, dass da etwas im Aufzuge war, das alle optimistischen marxistischen Glaubenssätze über „verfaulenden Kapitalismus“ und „nahende Weltrevolution“ alsbald über den Haufen werfen wird. So marschierte die gesamte Linke, so marschierte Sperber in das Unheil hinein, dessen Ausmaß er sich bei aller kassandrischen Voraussicht nicht einmal nach Hitlers Machtübernahme zu vergegenwärtigen vermochte. Geradezu von der horrenden Realitätsblindheit der kommunistischen Exilanten (Sperber gehört zu ihnen) zeugen Erwartungen, die sie an das Saarplesizit knüpfen. Damit hatte es folgende Bewandnis. Am 15. Januar 1935 sollten die Saarländer in freier Abstimmung über die etwaige Rückgliederung an Deutschland entscheiden. Die Alternative war, dass das Saarland bis auf weiteres unter dem Völkerbundmandat geblieben wäre. Es hätte bloß einer fundamentalen Menschenkenntnis bedurft, um vorauszusagen, dass die überwältigende Mehrheit der Saarbewohner die erstgenannte Möglichkeit wählt. Für diese sprachen schon ökonomische Gründe. Hinzu kam etwas Elementares: Das Gefühl der Zugehörigkeit zu einem nationalen Kollektiv. Man sollte noch etwas anderes bedenken: 1935 wusste ein Normaldeutscher von Hitler so viel, dass dieser die in eine heillose Krise geratene Wirtschaft mit Erfolg zu sanieren begann und auch, dass es ihm gelungen war, dem wunden Selbstbewusstsein der Nation eine wirksame Kur zu verschreiben. Davon haben kommunistische Hitler-Gegner anscheinend nichts wahrgenommen, nichts wahrnehmen wollen. Das Resultat des Ple-

bisziets erwarten sie voller Siegesgewissheit. Es ist ausgegangen, wie es hat ausgehen müssen: Über 80 % der Saarländer haben, wenn nicht für Hitler, so für die Rückkehr in das von Hitler regierte Vaterland votiert.

Die vergebliche Warnung – so hat Sperber den zweiten Teil seiner Lebensbilanz überschrieben. In den 30er Jahren, als der Kommunismus auf Stalins Kurs ausgerichtet wurde, hat Sperber „die Warnung“ deutlich genug gehört, dass Katastrophales geschieht und dass es darauf ankäme, für seinen Part Konsequenzen zu ziehen. Aus der mittlerweile verflossenen Distanz von über vierzig Jahren sinniert Sperber: „Die Warnung war früh genug erfolgt, aber ungehört verhallt, so daß sie, mißdeutet oder mißachtet den so nutzlos Gewarnten nur noch unaufhaltsamer zu Taten drängt, die das Unheil erzwingen.“ (SPERBER 1983:435)

Mitte der 30er Jahre beherzigt Sperber endlich jene vielen „vergeblichen Warnungen“. Vorerst verrichtet er die von der Partei aufgetragene (Erziehungs)arbeit, aber innerlich hat er den Abschied vollzogen. In den ersten Monaten des Jahres 1937, als in Moskau immer neue Schauprozesse gegen die altbolschewistischen Führer abrollen, bricht er mit der KPD, mit dem Kommunismus. Seinen Austritt aus der Partei vollzieht er unmerklich, ohne etwa damit bei der bürgerlichen Presse hausieren zu gehen. Er legt alle Parteifunktionen nieder, verlässt Paris, wo er sich zuletzt aufhielt, fährt – gleichsam wie der verlorene Sohn – ins heimatliche Wien zurück.

Ein zweiter Schock folgt zu beinahe gleicher Zeit. Als Hitlers Truppen 1938 in Wien einmarschieren, hat Sperber nun endgültig das Gefühl, dass ihm der Mutterboden entzogen werde: „In jener Nacht [d. h.: des Anschlusses – Z. Ś.] geschah es, daß mich zum ersten Mal das eigenartige Gefühl der Verlorenheit überwältigte, das mit der Entwurzeltheit einhergeht.“ (SPERBER 1983:168). Ich will meine Formel wieder aufgreifen: „Einer, der auszog, die Welt zu verändern“, sieht sich auf sich selbst zurückgeworfen...

Eine Art Exkurs. In einem höchst signifikanten Zusammenhang kommt CLAUDIO MAGRIS in seinem Buch über die *Verlorene Welt des Ostjudentums* (1974) auf Sperber zu sprechen. Magris bezieht sich auf *Wie eine Träne im Ozean*. Aber genauso gut hätte *All das Vergangene...* in seinen Gedankengang hineingepasst. Ich muss mich diesem Thema auf Umwegen nähern. Wunderbar tiefsinnige Zeilen widmet Magris dem Roman *Der stumme Prophet* von Joseph Roth (1966 aus dem Nachlass). Der Protagonist ist ein Porträt Trotzki, des großen Rivalen Stalins im Kampf um Lenins Nachfolge. Ich überlasse jetzt dem italienischen Meister der essayistischen Wortkunst das Wort: „Trotzki wird in seinen [Roths – Z. Ś.] Augen zum Symbol einer jüdi-

schen Dimension der Revolution [...]. Diese Dimension ist messianisches Feuer, prophetischer Schwung, zukunftsgerichteter Eifer, schöpferischer Geist [...].“ (MAGRIS 1974:237) Man kann nicht umhin, an Sperber zu denken, und Magris tut das, mit der Absicht indes, einen grundlegenden Unterschied zwischen Roths „stummem Propheten“ und Sperbers Roman zu diagnostizieren, der „aus einer gescheiterten kommunistischen Erfahrung heraus“ (MAGRIS 1974:238) geschrieben wurde, diese Erfahrung jedoch nicht missen möchte. Kargan, Roths „Trotzki“, hat im Grunde genommen von allem Anfang an außerhalb jeglicher Ideologie, ja, eigentlich außerhalb der Realgeschichte seinen Standpunkt. Sein Messianismus ist echt, weil von aller Einbindung in die Parteipolitik frei. So kann er vor dem Tribunal der Rothschen Religiosität freigesprochen werden, während Männer wie Sperber innerhalb dieser Vorstellungswelt als Sünder erscheinen müssen.

Zum Zeitpunkt der Niederschrift von *All das Vergangene...* hätte Sperber möglicherweise diesen Gesichtspunkt nachdenklich in Erwägung gezogen. Er hätte auch möglicherweise diesen (Wunsch)satz mit einem Fragezeichen versehen:

In allem Wichtigen, das ich je getan haben mag, glaube ich mir sagen zu dürfen, daß er (der von mir bereits vorgestellte Großvater Sperbers, Reb Boruch – Z. Ś.) zwar mit mir nicht immer einverstanden gewesen wäre, daß er aber auch keineswegs gering geschätzt hätte, was ich in meinen besten Stunden hervorbringen mochte. (SPERBER 1983:51)

Die Bürger des Gegenwärtigen, des, zwar nicht restlos, so doch in vielem besser aufgeklärten Zeitalters, wundern sich, müssen sich über das von Sperber Vernommene wundern, denn so ausführlich er über „all das Vergangene“ berichtet, so läßt er uns letztendlich darüber im Unklaren, was in seinem Kopf eigentlich vorging, als er Ja und Amen zu so viel Aberwitz ... zu so viel verbrecherischem Tun sagte. Der gelehrte (Individual)psychologe legt bei der Selbsterforschung eine auffallende Reserve an den Tag, behilft sich mit einigen eher hölzernen Erklärungen. Die einleuchtendste von ihnen sei in extenso zitiert:

Ich wußte, daß Süchtigkeit eine der verhängnisvollsten, die Urteilsfähigkeit und den geistigen Anstand gefährdenden Krankheiten ist, doch erkannte ich damals nicht, daß das Bedürfnis zu hoffen, sich in eine nicht weniger zwingende gefährliche Sucht verwandeln kann. Ja, ich war hoffnungssüchtig. (SPERBER 1983:722)

Mir fällt eine überaus aufschlussreiche Anekdote ein. Es hat nämlich – man schreibt das Jahr 1965 – einen polnischen Gelehrten, einen Philosophen, nach Kopenhagen verschlagen, wo er als Stipendiat irgendeinem Forschungspro-

jekt nachgehen wollte. Er begab sich also in die Große Königliche Bibliothek und versuchte für seine Arbeit einige Bücher, darunter einen Text von Karl Marx, auszuleihen. Zu seiner höchsten Verwunderung musste er erfahren, dass Marxens Werke in der Abteilung „Metaphysik“ aufbewahrt wurden! Den Hintersinn dieser Anekdote können nur diejenigen erfassen, die im kommunistischen Machtbereich aufgewachsen sind, wo sie immer wieder zu hören bekamen, dass man bei Marx das Nonplusultra allen Wissens finden könne. Marx mit der Metaphysik in Verbindung zu bringen, wäre einem politischen Sakrileg gleichgekommen. Die Dänen mussten sich freilich darum nicht scheren, und vernünftigerweise haben sie Marx unter religiöse Fantasten eingereiht...

Die Feststellung ist, dass der vom „roten Gott“ abgefallene Sperber trotz aller erfahrenen Enttäuschung es unterlässt, das marxistische Weltbild selbst auf seine elementare Stichhaltigkeit hin zu prüfen. Er stellt sich nicht einmal die Frage, warum die Dinge diesen unheilvollen Verlauf genommen haben. Lag es an der allgemeinen Verderbnis der menschlichen Natur? Oder lag es an jenen bösen Menschen, die sich einer an sich heiligen Idee der Gerechtigkeit für alle bedient haben, um ihre machtpolitischen Zwecke zu realisieren? Wäre sie (die Idee) möglicherweise doch Wirklichkeit geworden, wenn statt Stalin ein anderer Führer (z. B. der väterlich gütige Bucharin) im Kreml das Sagen gehabt hätte? Fragen über Fragen. Man vermisst bei Sperber den Willen, sie wenigstens probeweise zu beantworten.

Insoweit ist man versucht, gegen Sperbers Autobiographie den Vorwurf zu erheben, dass sie in entscheidenden Punkten seltsam reflexionsarm ist. Von der Realität des Kommunismus hat er Abschied genommen, an seinen utopischen Inhalten hält er indes grundsätzlich fest, als ob nicht längst die Erkenntnis fällig gewesen wäre, sie an der Realität zu überprüfen und möglicherweise endgültig fallen zu lassen. Das hat Sperber allerdings gar nicht gewollt, weil er – der „eschatologische“ Mensch par excellence – sonst hätte befürchten müssen, überhaupt jeglichen Wertkompass zu verlieren. Man schaue sich folgende Stelle an:

[...] während langer Jahre nachher, blieb ich unfähig, mir auch nur vorzustellen, daß man irgendeinen Sinn in einem Leben um des Lebens willen finden könnte. Nicht das Sein, sondern das Seinsollende schien mir sinngebend, sinnschaffend [...]. In meinen Augen war die Partei entwertet, die Führung subaltern im Geist und unfähig, ihre Aufgaben zu erfüllen, aber der Kommunismus blieb für mich auch weiterhin die – trotz allem – unvergiftete Quelle, aus der man den Sinn des Lebens schöpfen konnte, wie ihn sonst nur die Religion zu bieten vorgab. (SPERBER 1983:598)

Sperbers kommunistische/partiegebundene Glaubenswelt war Ende der 30er Jahre zusammengestürzt. Was die Kriegszeit an Schrecken mit sich brachte, erlebte er als eine Reihe von verletzenden Erkenntnisexplosionen. Mit immer noch wacher Ergriffenheit berichtet er von dem niederschmetternden Eindruck, den die Nachricht von dem Massenmord an polnischen Offizieren in Katyn hinterlassen hat. Die Kunde darüber, was in Treblinka, was in „mehreren jüdischen Städten geschah“ (SPERBER 1983:876), erwähnt er nur kurz. Von Gleichgültigkeit zeugt das selbstverständlich nicht. Nur: Er dürfte es für aussichtslos gehalten haben, dieses Grauen überhaupt schildern zu wollen. Aber eines will er für die Nachwelt festhalten: dass die gemordeten Juden in Polen von allen, auch von den gegen die Nazis kämpfenden Alliierten, auch von ihren in der freien Welt lebenden Glaubensgenossen schmachvoll verlassen worden sind. Er weiß, die Trauarbeit kann gar nicht geleistet werden. Aber der Holocaust hat weder seinen Lebenswillen noch seine Schaffenskraft gebrochen. Und als der Frieden anbricht, sieht man ihn vielfältige Tätigkeit entwickeln: als Vertreter der französischen Okkupationsmacht in Deutschland, als Redakteur einer Kulturzeitschrift, schließlich als Schriftsteller. Mit der Beschreibung seines 1949 erfolgten Debüts als Romanautor beendet er seine Lebensbeschreibung...

Noch eine nachdenklich kritische Anmerkung sei erlaubt. Sperbers autobiographische Berichterstattung fasziniert überall dort, wo er aus der Vergangenheit konkrete Personen, ihre „akustischen Masken“ (Canetti), konkrete Personenkonstellationen, Begebenheiten oder aber historische Situationsbilder heraufruft. Sie enttäuscht indes, sobald Sperber dazu übergeht, das Geschehene zu erläutern. Es muss auffallen, dass die erläuterten Partien gegen Ende der Trilogie immer energischer das epische Erinnerungsmaterial verdrängen. Man könnte den Eindruck gewinnen, als ob Sperber mit jenem „Nachher“, das auf seinen Glaubensverlust folgte, auch das Interesse am eigenen Leben verloren hätte...

Aber mit all diesen Krittelleien laufe ich Gefahr, die wesentlichste Zielbestimmung von Sperbers Lebenserinnerungen zu verfehlen. Sie ist die gleiche, die er im Rückblick auf seinen Roman *Wie eine Träne im Ozean* folgendermaßen umreißt:

[...] da wußte ich auf einmal, daß ich das jüdische Zeitraum-Erlebnis im Sinne des unglücklichen Bewußtseins verbildlicht hatte: Nicht nur am Sinai haben wir uns all die erdrückende Bürde der Gesetzestafel aufgeladen, nein, noch heute fallen wir unter den Wällen des von Nebukadnezar zerstörten Jerusalem, sitzen wir weinend an den Wassern Babylons, sterben wir wieder in dem von Titus eroberten Jerusalem und später in Massadah, verbrennen wir in den Autodafes

Manès Sperbers Weg aus dem „Städtel“ in das Kampfgetümmel der „Weltrevolution“

Spaniens und ... und... und. Nach so vielen Toden werden wir zu wandelnden Friedhöfen und unsere Fahnen zu Leichentüchern. Welch eine Intimität mit dem Tode. Nicht mit den Toten, sondern mit den dem Tode durch Erinnerung und Identifizierung immer wieder aufs Neue entrissenen Vorfahren. (SPERBER 1983:337f.)

Dieser Annäherungsprozess, fügt Sperber hinzu, reiche über die eigene Vergangenheit hinaus, nirgends sei er freilich intensiver und intimer als dort, wo Sperber die toten Freunde und Kampfgenossen kraft seiner Erinnerungs- und Identifizierungskraft „dem Tode entreißt“. Es ist eben die Lesart, die ich empfehlen möchte. Sie erinnert übrigens, und zwar gar nicht entfernt, an Canettis zornig hochherzige Erklärung, dass „es nur darum [geht], zu entscheiden, ob man den Tod willig hinnimmt, oder sich gegen ihn empört“ (CANETTI 1985:60).

Literatur

- BLOCH, ERNST (1959): *Geist der Utopie. Gesamtausgabe*. Bd. 3. Frankfurt (M.).
- CANETTI, ELIAS (1979): *Die gerettete Zunge*. Berlin/Weimar.
- (1985): *Die Fackel im Ohr*. Frankfurt (M.).
- FURET, FRANCOIS (1996): *Przeszłość pewnego złudzenia. Esej o idei komunistycznej w 20. wieku*. [Die Vergangenheit einer Täuschung. Ein Essay über die kommunistische Idee im 20. Jahrhundert]. Warszawa.
- JOHNSON, PAUL (1988): *Intelektualiści*. [Intellektuelle]. Aus dem Englischen übersetzt von Andrzej Piber. Warszawa.
- KŁAŃSKA, MARIA (1994): *Aus dem Shtetl in die Welt 1772-1938. Ostjüdische Autobiographien in deutscher Sprache*. Wien/Köln/Weimar.
- MAGRIS, CLAUDIO (1974): *Verlorene Welt des Ostjudentums*. Wien.
- MIŁOZ, CZESŁAW (1974): *Verführtes Denken*. Frankfurt (M.).
- REICH-RANICKI, MARCEL (1970): *Deutsche Literatur in West und Ost*. Reinbek bei Hamburg.
- ROTH, JOSEPH (1990): *Werke 2. Das journalistische Werk 1924-1928*. Köln.
- SPERBER, MANÈS (1976): *Wie eine Träne im Ozean*. Köln.
- (1983): *All das Vergangene... Die Wasserträger Gottes. Die vergebliche Warnung. Bis man mir die Scherben auf die Augen legt*. Wien/Zürich.